Winter in Neapel

Autor(en): **Wyss, Elsbeth**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 50

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-649222

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Bildnis der Besitzerin der Elfenau, Grossfürstin Anna Feodorowna.

Aus der Verlassenschaft des Herrn Moritz v. Schiferli erhielt das Bernische Historische Museum eine Anzahl Familienbilder und Büsten, die bekannte Persönlichkeiten des



alten Bern darstellen. Unter ihnen befindet sich ein sehr schön ausgeführtes Miniaturbild der ehemaligen Besitzerin der Elfenau, der Großfürstin Anna Feodorowna, einer gebornen Prinzessin von Sachsen-Koburg-Saalfeld. Die Großfürstin hatte sich bekanntlich 1813 auf das Brunnaderngut zurückgezogen, dem sie den Namen Elfenau gab. Sie starb im August 1860 und wurde im Friedhof Rosengarten bestattet. Von ihr ging der Ruf einer großen Wohltäterin aus. Das Porträt, das die Großfürstin in jüngern Jahren zeigt, stammt von Henriette Rath, die auch Bildnisse der Familie v. Schiferli malte. Das voll signierte, auf Pergament gemalte Miniaturbildnis der Großfürstin trägt auf der Rückseite den handschriftlichen Vermerk: „Meinen verehrten Freunden zum Andenken an Anna, der Elfenauerin."

H. C.

Winter in Neapel.

Skizzen von Elsbeth Wyss, Bern.

O' Zampugnaro, 'a Nuvena ....

Es ist Anfang Dezember. Doch nichts erinnert daran, daß Weihnachten herannaht. Es ist ja so herrlich warm und sonnig; die Blätter fangen kaum an gelb zu werden. Man lebt zeitlos behaglich dahin, genießerisch in der goldenen Wärme. Da, eines Tages, während des Mittagessens, wird man aufgeweckt: Weihnachten klopft an. Die dicke alte Köchin schiebt sich eilig ins Eßzimmer und meldet der Hausfrau: die Zampognari sind gekommen. Die Novene fängt an! In aller Eile wird nun das alte liebliche Madönchen des Hauses herbeigebracht, und provisorisch schmückt man ihm eine Zimmerecke mit ein paar grünen Pflanzen aus. Jedes Jahr nimmt man sich vor, es beizeiten vorzubereiten, und jedes Jahr wird man neu überrascht in seinem sommerlichen Dahinleben. Nun kommen sie herein, die Zampognari, Vater und Sohn. Der Alte mit dem dunkelbraunen scharf geschnittenen Gesicht nimmt den verbeulten Hut ab, klemmt ihn unter den Arm. Im andern hält er seinen Dudelsack. Der Junge mit dem schwarzen krausen Haar, dunkeln Augen und wundervollen Blinkzähnen, steht bescheiden hinter seinem Vater und überblickt rasch und neugierig die Tischgesellschaft. Dann wenden sich die beiden Musikanten dem Muttergottesbilde zu, tief andächtig. Der Junge zieht seine Schalmei hervor, und sie beginnen mit ihrer uralten Huldigungsweise. Sie tönt weich, froh und tanzend. Allmählich geht sie in eine rasch eilende Tarantella über. Zuletzt verbeugen beide sich ehrfurchtsvoll vor dem lieblächelnden Madönnchen. Der Alte nimmt mit ernstem feierlichem Ausdruck sein Glas Wein in Empfang; der Junge lacht vergnügt. Und dann gehen sie weiter ins nächste Haus. Von fern hört man noch einmal ihre Weise.

Alljährlich steigen sie herab aus ihren Abruzzen-Dörfern; von Vater auf Sohn vererbt sich das Amt samt dem alten Dudelsack. Anfangs Dezember kommen sie, die Hirten, gehen neun Tage lang von Haus zu Haus, spielen vor jedem Madonnenbild ihre Huldigung. Dann warten sie fünf Tage bis zur zweiten Novena; die gilt nun dem bambino Gesu. Man richtet dafür ein Krippchen mit all den kleinen Figuren her. Man sieht die Freude aus den Augen der Beiden leuchten, wenn ihnen der Prescipio gefällt. Hingebend und andächtig betrachten sie stets von neuem die Gruppen. Jeden Tag, je näher Weihnachten rückt, wird ihre Weise froher, bewegter, länger, und am Weihnachtstag jubelt die kleine Schalmei immer neue Läufe heraus. Der Dudelsack strömt nur so über von vollen weichen Tönen. Und das Madönchen lächelt glückselig und gnadenreich.

Ninna-Nanna.

Im innern Neapel, in einer alten Kirche, zu der man über absonderliche Hintertreppen sich durchsuchen muß, wird jedes Jahr vor Weihnachten zu Ehren des bambino Gesù und der Madonna eine alte Ninna-Nanna, ein Wiegenlied, aufgeführt. Die Musik ist von dem Neapolitaner Giordano. — Eine Stunde vor Beginn klettern wir, eine ganze Gesellschaft von Fremdlingen, die Treppen hinauf. Wir sind ganz benommen von der Weite und Größe der halb romanisch, halb schon gothisch gebauten Kirche, die sich weit vor uns auftut, nach der Enge des Zuganges. Im Mittelschiff sitzen um die aufgeschlagene Musikerbühne schon eine Menge Zuhörer. Ein eifriger Kirchendiener kommt uns entgegen, zählt uns und schleppt dann die Stühle herbei, da es, wie in den meisten italienischen Kirchen, keine bleibende Bestuhlung hat. Sofort werden in uns die Fremden erkannt, und wie wir uns einen günstigen Platz wählen, sind gleich ein paar hilfreiche Hände und Münder zu unserer Verfügung. Scharf wird von unserer Umgebung aufgepaßt, ob uns der Kirchendiener auch ja nicht zu viel verlange; die Stühle werden uns schön zurecht gerückt. Es ist ganz köstlich zu hören, was für Vermutungen und Urteile man sich über uns flüstert: „Sie sprechen wirklich auch italienisch, sogar napolitanisch!" — Daraufhin wagen sich ein paar tastende Fragen hervor, und schließlich plaudern alle zutraulich. Es sind meist ganz einfache Leute aus dem Volk. Eine lustige Art haben sie: „Hast du gehört, was sie gesagt haben? Sie sind nicht eine Familie. Nein, hast du's gehört?" So gehen alle unsere Aussprüche von Mund zu Mund. — Die Wartestunde ist vorbei, ehe man sich's versieht. —

Die Kirche hat sich inzwischen dicht gefüllt. Das Schwatzen ebbt ab. Erwartungsvoll wenden sich die Gesichter gegen den Eingang neben dem Altar, durch welchen jetzt langsam die Musiker hereinschreiten. Es sind alte Mönche, die schon manches Jahr immer wieder ihren Platz auf der Bühne einnehmen. Hinter ihnen gleitet mit lautlosen Schritten eine Schar junger Mönche herein, in blendend weiße Kutten gekleidet. Es ist jetzt ganz still im hochgewölbten Raum, in den sich nun die hohe Tenorstimme eines hagern greisen Paters aufschwingt. Sie klingt

ungewohnt. Man muß sich in die Klangfarbe erst hineinhören; aber sie fügt sich gut in die klaren einfachen Harmonien ein. Eine zweite Stimme, warm und dunkel, erhebt sich, wechselt mit der hohen hellen. Weich untermalen die Instrumente die menschlichen Stimmen, lösen sie ab. Jubelnder und froher, rasch dahineilend, schwingt sich das Rezitativ der Hirten auf, mächtig jauchzt der Engelchor: in terra pax — Zart und leise werden die Stimmen im Schlaflied, und dann schließt der Chor mit einem kraftvollen Ave.

Die Musik ist ein Erlebnis, ein Versinken in eine kindhaft glückselige Stimmung, und kindliche Hingabe und Andacht liegt im Ausdruck der lauschenden Gesichter, echt und tief. Eintönig und arm tönt nachher die Litanei; aber die Stimmung, die über dem Ganzen liegt, läßt sich nicht zerstören. Das Antwortgemurmel liegt über der Menge, ist heiß, flehend, inbrünstig. — Zum Abschied spielt die Orgel. Sie hat eine einfache liebliche Melodie aufgenommen, wiederholt sie und spielt damit. Lange noch klingt sie in unsern Ohren, da wir in den dunkeln Gassen den Heimweg suchen.

Die Bancherelle (Budenstadt — Weihnachtsmarkt).

Da sind plötzlich in den alten langgezogenen Gassen Budchen wie Pilze emporgeschossen, dicht nebeneinander. Gegen die Straße sind sie verhängt mit grauen Tüchern, gegen die Häuser strömen sie Glanz und Farben aus. Davor drängen sich die Menschen lachend und strahlend, kauflustig. In vielen der kleinen Buden stehen Krippenfiguren, von den großen feierlichen bis hinunter zu den lustigen kleinsten. Posaunende Engelchen schwingen an Fäden über den Hirtenscharen, den prächtigen heiligen Königen, über dem zappelnden Jesuskindlein und den wimmelnden Tierherden. Man wird nicht fertig mit schauen. Primitiv sind die Figürchen, aber lebendig, bunt. Liebevoll betrachtet der Verkäufer seine kleine Welt; lobend hebt er die Drolligkeit seiner Schäfchen, die Störrigkeit seiner Esel, den Glanz seiner Mohrenkönige hervor. Sorgfältig, beinahe andächtig, zeigt er seine anbetenden Marien, entrüstet und verständnislos schaut er einen an, wenn man sie nicht haben will. Sie sind doch so schön! Erklärt man ihm aber, man finde sie auch schön, wolle aber nur gucken, so ist er gleich wieder glücklich und breitet seine Schätze vor der verständnisvollen Seele aus.

(Schluß folgt.)

Adventszeit.

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß man den Wert des Glaubens, den Wert der Religion, wieder besser erkennt als es in den letzten Jahrzehnten der Fall gewesen ist. Man untersuche nur einmal, wie beispielsweise die politischen Parteien in dieser Beziehung ihre Parteiprogramme revidiert haben. Es ist nicht mehr so, daß die Religion nur als Privatsache angesehen wird. Heute erkennen auch die Staatsmänner, daß ein Volk, das seine religiöse Entwicklung nicht fördert, seine besten Kräfte verliert. Wir sollten heute aufbauen und besitzen die notwendigen Kräfte nicht. Das ist eine schlimme Erscheinung, die auch das Gute hat, daß wir sehend werden, indem wir endlich erkennen, daß wir ohne religiöse Werte nicht auskommen. Wir machen eine Erfahrung, die in der Geschichte so oft verzeichnet ist, daß ein Volk immer dann seinem Untergang zugeht, wenn es sich seiner sittlichen Kräfte beraubt sieht. Die Grundlage aller Sittlichkeit aber ist die Religion. Oder sagen wir es genauer, der Glaube. Und dieser ist nichts anderes als das Wissen um den Schöpfer. Nur dann werden wir sittliche Menschen, wenn wir in unserem Glauben an den Schöpfer gebunden sind und ihm Red und Antwort stehn. Hier liegt die Quelle aller Verantwortung und aller Sittlichkeit. Aber nicht wahr, wir können nur deswegen an Gott glauben, weil Gott sich den Menschen offenbart hat. Das ist doch das Wesentliche, daß wir wissen, daß Gott zugleich ein strenger Richter, aber auch ein barmherziger Vater ist. Das wissen wir durch Jesus Christus, der an Weihnachten von Gott her in die Welt gekommen ist. Wir tun recht daran, an Weihnachten die Lichter anzustecken, denn ohne das Licht, das Jesus in die Welt brachte, wäre es wahrhaft zum Verzeifeln dunkel um uns her. Jetzt aber wissen wir, daß wir trotz der Trübsal der Zeit in Gottes Hand stehen, und daß uns alle Nöte dieser Welt nichts anzuhaben vermögen, weil wir nicht für diese Welt, sondern für das Reich Gottes bestimmt sind. Es ist gut, wenn wir die Adventszeit nicht unbenützt verstreichen lassen, sondern uns innerlich vorbereiten, damit wir dann wirklich die ganze Herrlichkeit und die ganze Erlösung, die uns an Weihnachten entgegentritt, verstehen. Es ist notwendig, daß wir so manches auf die Seite räumen, damit wir bereit werden, die Botschaft von Weihnachten wirklich in uns aufzunehmen. Nur dann, wenn wir sie in ihrer Tiefe erfassen, wird sie dazu geeignet sein, uns wirklich froh zu machen, sodaß keine Unbill dieser Welt uns die wahre und aufrichtige christliche Freude rauben kann. Wollen wir uns so vorbereiten, daß wir die Weihnachtsbotschaft in diesem Umfange zu erfassen vermögen? F.

Hausmusik.

Von Walter Dietiker.

Auf hellen Blättern ruht ein Streifen Licht,
Auf weißen Tasten liegt gedämpfter Schimmer.
Und Hände schweben, Wohlklang singt und spricht,
Und Locken fließen in den Dämmerflimmer.

Ein junger Scheitel leuchtet wunderhold,
Indessen unsre Herzen hingegeben
Und erdgelöst im sanften Dämmergold
Verklärten milden Tönedunkels schweben.

Rundschau.

Anarchistischer Endkampf in Spanien.

Mussolini war Anarchist, machte die Entwicklung zum Sozialismus durch und nahm gewisse Ideen seines Lehrganges hinüber in seinen Fascismus, allerdings nicht jene Idee, welche die Erlösung der Welt durch die Massen erwartet; eine völlig gegenteilige Auffassung leitet ihn heute: Nur der starke Führer im starken Staat kann vollenden, was die Massen als ihr Heil ersehnen, und sie müssen zudem in nationalistischem Glauben den Internationalismus abschwören.

Spanien allein hat noch einen Anarchismus; in den andern romanischen Ländern ist er verschwunden; schon steht neben ihm der viel stärkere jüngere Bruder, der marxistische Sozialismus; dieser Bruder wächst in Spanien weiter, während ihn in Italien Mussolini erdrosselte und in Frankreich Spaltungen seine Zukunft bedrohen. Man kann wohl sagen, daß in Spanien die sozialistische gewerkschaftliche und politische Bewegung noch Zukunft haben wird, wenn vielleicht in den übrigen europäischen Ländern der Staatsfascismus seine Existenz überall aufs schwerste gefährdet. Der ältere Anarchismus dagegen, der den Staat ebensosehr negiert, wie ihn der Sozialismus und Kommunismus (gleichsam überleitend zum Fascismus) evident bejahen, geht rasch bergab.

Ein Zeichen seiner Dekadenz ist der neuerdings ausgebrochene revolutionäre Aufstand der spanischen Anarchosozialisten. Man muß den Aufruf des „iberischen